

Schriften der Sudetendeutschen Akademie  
der Wissenschaften und Künste  
Band 36  
per aspera ad astra  
Klasse der Künste und Kunstwissenschaften

URSULA HAAS

**CARITAS ROMANA ODER DIE LIEBE DER TOCHTER**  
*Velut infantem pectori suo admotum aluit*

Valerius Maximus hat uns diese Geschichte im Jahre 31 nach Christus überliefert, und sie soll hier neu erzählt werden. Gemalt wurde die Szene später, in der Zeit der Renaissance und das Bild wird Niccolò Tornioli (1598-1651) zugeschrieben. Ein Gemälde im Kloster Montserrat in Spanien.



Die Unruhen in Rom nahmen unter Kaiser Tiberius zu. Die zur Form erstarrten Opferzeremonielle und der Kaiserkult befriedigten die Heilssehnsucht der Menschen nicht mehr. Die Gebildeten suchten Trost in der Philosophie, die ihnen zu einer praktischen Lebens- und Sittlichkeitslehre wurde. Die Stoa und der Neuplatonismus, die letzten umfassenden Weltanschauungen der alten Welt, bestimmten das geistige Gesicht der Spätantike.

Die Masse der Bevölkerung suchte ihr Heil in den orientalisch-hellenistischen Mysterienkulten der Isis, Serapis oder des Mithras.

In dieser Zeit des gesteigerten Heilsbedürfnisses predigte Jesus von Nazareth die Botschaft von der Erlösung des Menschen und der Gotteskindschaft und ermöglichte ein neues Verhältnis des Menschen zu Gott und den Mitmenschen.

Der Philosoph und Seher Cimon hatte sich von Seneca schwer trennen können. Sie standen nie in Konkurrenz des Denkens und Fühlens. Jeder von ihnen hatte seinen Kreis von Schülern um sich, und ihre Gedanken über das Sein und den Sinn des Lebens gaben sich in gegenseitiger Milde hin.

Ruhe und Überlegenheit der Weisen wurden in ihnen lebendig.

„Kosmos“, beteten sie in Marc Aurels Worten mitschwingend: „O Kosmos, nichts kommt mir zu früh, nichts zu spät, was dir wohl gelegen ist. Alles ist mir Frucht, was deine Gezeiten bringen, Natur. Aus dir kommt alles, in dir ist alles, in dich geht alles.“

„Du hast dein Schicksal“, wandte sich Seneca beim Verabschieden an Cimon, „und ich habe mein Schicksal“, fügte er hinzu. „Wir müssen unsere uns übertragene Rolle im Leben gut spielen und wenn es soweit ist, müssen wir ohne Murren das Fest des Lebens verlassen.“

Gott, ich bin dir dankbar, dass du mich gewürdigt hast, deine Werke zu schauen, und deinem Walten in Gedanken zu folgen.“

Cimon umarmte Seneca, und es standen Tränen in seinen Augen.

„Ich weiß, dass wir uns nicht mehr wieder sehen. Ich weiß es.“

Seneca antwortete – er hatte sich jetzt erhoben und sah den Freund eindringlich an: „Dieses winzige Stückchen Zeit gilt es im Einklang mit der Natur zu durchschreiten und heiter abzuschneiden, wie wenn eine Olive, reif geworden, herabfällt, indem sie den mütterlichen Baum preist, der sie getragen, und dem Vater Dank weiß, der sie erzeugt hat.“

Cimons Diener, der vor der Pforte des Versammlungsortes gewartet hatte, half seinem Herrn in den Wagen. Cimon hatte die weiße Toga fest um sich geschlungen und ließ sich zum Gericht fahren. Nichts würde ihn brechen können. Er würde sich dem Urteil des Richters des Tiberius fügen.

Die Gottheit würde auch in diesem Urteil seinen Ausdruck finden. Seinen Sinn, dem er bereit war, sich hinzugeben, um innerlich an Kraft zu gewinnen. Die Welt und auch er waren durchdrungen von dem Lichtäther, der Weltseele, der Weltvernunft.

Der Wagen ratterte über die Pflastersteine der Via Appia, und Cimon schloss seine Augen und ließ es geschehen. Es geschehen?

Der Gerichtssaal war überfüllt von laut schreienden, römischen Zuschauern, die danach lechzten, einen verstiegenen Philosophen und Heilsbringer mit einer harten Strafe im Gefängnis verschwinden zu sehen.

„Dieser aufgeblasene Schlaumeier!“ rief ein Handwerker mit erhobener, zerschundener Faust aus der Menge!

„Hoch lebe Isis“, kreischte eine rot gekleidete Frau mit vulgärem Äußeren. „Hoch lebe unser Kaiser Tiberius!“

Der Richter und seine Beisitzer starrten gelangweilt in den Raum. Die Anklage war kurz: Verspottung des Kaisers in fünf Fällen. Die wurden vorgelesen und unter dem Gelächter und Buhrufen der Zuhörer erkannte Cimon, dass die Anklage ihre Erkenntnisse aus seinem Lebenswerk, dem *Librum magnificum Stoeae philosophicae* entnommen hatte.

Cimon sackte in sich zusammen und wusste, nun, in dieser Situation höherer Macht, musste er sich fügen. Ihm schwindelte.

Wann er sich in seiner dunklen Zelle wieder gefunden hatte, wusste er nicht. Sogar den Schuldspruch hatte er nicht mitbekommen.

Als er auch am zweiten Tag seiner Gefangenschaft nichts zu essen und zu trinken bekommen hatte und der Geruch und Anblick seines Kotes in der Ecke seiner Zelle seine Übelkeit zum Dauerzustand werden ließ, wusste er den Schiedsspruch: Tod durch verhungern.

Die Hingabe an das letzte, das Sterben fiel ihm erstaunlicherweise sehr schwer. In seinen philosophischen Zirkeln, in seinen Disputationen mit seinen Schülern und natürlich besonders mit Seneca glaubte er sich stark und dem Sprung vom Leben zum Tod leicht hingegen wie der Gang über die Tiberbrücke.

Er begann zu jammern. Er begann sich in Körperverkrümmungen auf seinem schmalen Bett zu wälzen. Er halluzinierte Lobgesänge auf Tiberius, den erhabenen Retter der Welt. Zum Glück fielen ihm Lobeshymnen aus der Zeit des Augustus ein. Im Hungerdelirium dichtet es sich leicht.

Seine Hilfe kam nicht vom Himmel, nicht von seinen Freunden der Stoa. Sie kam von seiner Tochter. Pero, so hieß sie, hatte vor einem Jahr den Arzt Appolonnios aus Laetium geheiratet und wie sie dem Vater in den letzten Tagen seiner Freiheit geschrieben hatte, stand sie knapp vor der Niederkunft.

Der Richterspruch des Verhungerns wurde in einem Nachspruch des Kaisers dadurch abgemildert, dass Cimons Tochter ihn nun regelmäßig besuchen durfte, um dem Vater im langsamen Sterben Beistand zu leisten.

Der Zellenwärter öffnete die schwere Eisentür und führte Pero herein. Vor den Augen des Vaters untersuchte der Wärter die junge Frau, ob sie Lebensmittel oder ein Getränk unter ihrer Toga versteckt hätte. Pero breitete ihre Arme aus und zeigte, dass sie nichts unter ihre Achseln geklemmt hatte, zog ein Knie nach dem andern in Hüfthöhe und sprang und schüttelte Haare und Körper. Der Wärter ließ Pero sich bücken und ihr Gesäß nackt zeigen, um zwischen ihren hinteren Backen nach versteckter Nahrung zu suchen. Da schrie der Vater aus seinem Greisenmund so jaulend wie ein geschundenes Tier auf, dass sogar dem Wärter sein brutales Vorgehen an dem jungen Fleisch als unanständig bewusst wurde. Er verließ die Zelle.

Pero lächelte dem Vater zu, und sie setzten sich auf das Bett. Pero wandte ihren Rücken zur Tür und nahm den Kopf des greisen, vor Kraftlosigkeit zitternden Vaters in ihren Arm.

Cimon war der Ohnmacht nah. Da spürte er zwischen seinen trockenen Lippen ein warmes, kleines Stückchen lebendiges Fleisch. Er hielt inne und atmete tief. Dann sogen seine Lippen, erst zögerlich und dann immer schneller in einem Rhythmus, den er als Säugling an der Brust seiner Mutter gelernt und in sich bewahrt hatte. Pero sprach kein Wort. Sie nährte ihren Vater. Erfüllt von Liebe und Barmherzigkeit für ihn.

Die regelmäßigen Besuche der Tochter bei ihrem Vater ließen ihn nicht sterben. Im Gefängnis sprach man schon von einem Wunder, das den Seher und Philosophen Cimon am Leben hielt.

Nachdem Cimon nach langer Kerkerhaft nicht hingeschieden war, wurden der Richter und sein Kollegium hellhörig. Wer den Richtern von der zu Herzen gehenden Sorge der Tochter für den Vater berichtet hat, ist nicht bekannt. Aber einstimmig und sofort begnadeten die Richter und schließlich der Kaiser den Philosophen Cimon, selber tief gerührt von der töchterlichen Liebe und Barmherzigkeit.